Lĕgerlotz,

die epische Dehnung und Verkürzung.

Jahresbericht

über das

Archigymnasium zu Soest

am Schlusse des Schuljahrs

von Ostern 1861 bis dahin 1862.

Von

dem Director des Gymnasiums
Professor Dr. Jordan.

Voran geht

Die sogenannte epische Dehnung und Verkürzung bei Homer
von dem Gymnasiallehrer Dr. Legerlotz.

Nasse'sche Buchdruckerei in Soest.

Die sogenannte epische Dehnung und Verkürzung bei Homer.

Litera suus honos esto: litera animi nuntia.

Noch in vielen griechischen Grammatiken und Wörterbüchern aus der neusten Zeit ist von epischer Dehnung und Verkürzung die Rede. Man will damit sagen, die alten epischen Sänger hätten aus metrischen oder ästhetischen oder noch anderen Gründen ihr ἠέλιος, ὁρόω, ἔλλαβε und dergl. aus ἥλιος, ὁρῶ, ἔλαβε verlängert, ein βόλεσθαι, ἀρτίπος aus βούλεσθαι, ἀρτίπους verkürzt. Als das Normalgriechische nimmt man also den Atticismus an. Für die Schulpraxis wird jeder Besonnene es billigen, wenn die Erlernung des Griechischen mit dem durch „Gleichmässigkeit der Formen wie durch vielseitige Ausbildung" sich auszeichnenden attischen Dialekte anhebt, und wenn man ihn als die Richtschnur wählt, nach der die abweichenden Erscheinungen der übrigen hellenischen Mundarten dargestellt werden. Nur sollte man im Unterrichte jeden Ausdruck vermeiden, der dies aus praktischen Gründen bloss gewählte Verhältniss als das factische erscheinen lassen könnte,*) ja noch mehr, man sollte durch ausdrückliche Erklärung der irrigen Vorstellung (zu welcher der Schüler auch ohnedies, schon durch den blossen Unterrichtsgang, leicht verführt wird), vorzubeugen suchen, als sei nämlich der epische Dialekt eine durch Dichterwillkür aus dem Atticismus geschaffene Sprache. Freilich hegt noch mancher tüchtige — ich möchte weniger sagen Kenner als — Könner der griechischen Sprache diese Ansicht wirklich. Eine Arbeit, welche dieselbe eingehend zu prüfen unternimmt, wird von Bernhardy hoffentlich nicht zu den „Landplagen" gezählt werden, wie er in seiner Weise gewisse Zweige der zu einer wahren Bibliothek angeschwollenen Homerliteratur genannt hat. Das Unternehmen dürfte in so fern kein uner-

*) Ich meine Ausdrücke wie bei Krüger: „Am häufigsten dehnen ε in ει die Epiker, wo das Metrum dazu drängt, während sie sonst das ε gebrauchen" (§. 2 Abschn. 3 Anm. 2). Dass Krüger eine richtigere Vorstellung von der Sache hat, als es nach dieser und vielen ähnlichen Stellen erscheinen könnte, geht aus §. 1, 1 und 4 hervor.

spriessliches sein, als sein Resultat, mag es nun sein, welches es wolle, für die Geschichte der griech. Sprache, ja für Sprachengeschichte überhaupt, sowie für die Einsicht in die Schöpferthätigkeit der alten epischen Sänger von Bedeutung sein muss. Und gerade ein Gymnasialprogramm wird der geeignete Ort für die Behandlung unserer Frage sein, die ja den sprachlichen Unterricht des Gymnasiums so scharf berührt; natürlich wird sich die ganze Behandlungsweise nach jener Bestimmung der Arbeit zu richten haben. Nun werden allerdings Sprachen angezogen werden, deren Kenntniss von allen oder auch nur von dem grösseren Theile der Philologen zu erwarten man nicht berechtigt ist. Aber „ein Verständniss derselben — so rechtfertigt sich für einen ähnlichen Fall G. Curtius — ist durchaus nicht erforderlich, um sich über die hier erörterten Fragen ein Urtheil zu bilden. Wer mir nur glaubt, dass die aufgeführten indischen, slawischen, litauischen Wörter nach Laut und Bedeutung gewissenhaft aufgeführt sind, kann die Glaubwürdigkeit einer jeden Zusammenstellung sehr gut ermessen. Und solches Hinnehmen auf Treu und Glauben ist doch auch in andern Zweigen der Philologie eben so nothwendig wie unbedenklich. Wenn man dem Epigraphiker die richtige Ueberlieferung einer Inschrift, dem Herausgeber eines Textes die Genauigkeit der von ihm verzeichneten Varianten, dem Topographen seine Messungen und Beschreibungen glaubt, so können wir Sprachgelehrte eben so gut verlangen, dass man unsre Angaben nicht ohne Grund gering achte.“ In Fällen, wo ein gemeinsam ererbtes Sprachgut in den verschiedenen mit einander verglichenen Idiomen sich so verschieden gestaltet hat, dass der in der Disciplin der Sprachvergleichung Unheimische an der Richtigkeit der Zusammenstellung auch nur leise zweifeln könnte, werd' ich die festen individuellen Gesetze der einzelnen Sprachen, nach denen die Wandlungen stattgefunden, kurz darlegen und durch einige Beispiele bekräftigen. Die Fachgenossen lauf' ich vielleicht Gefahr durch diese Umständlichkeit zu ermüden; doch das würde ein weit geringeres Uebel sein, als wenn ich gar noch zur Verstärkung des im Kreise der Philologie ohnehin noch vielfach herrschenden Vorurtheiles beitrüge, als sei die Sprachvergleichung eine Wissenschaft, „in der auf die Vocale gar nichts und auf die Consonanten sehr wenig ankommt,“ um ein Witzwort Voltaires zu gebrauchen, das bei jener alten Etymologie, die ein principloses Umhertappen war und „eher den Namen der Pseudologie verdiente,“ allerdings vollkommen zutraf. Wenn gar mancher nicht viel respectabler von der jungen Wissenschaft der „Sanskritisten,“ der „Weltumsegler,“ und wie Unkunde sonst noch spotten mag, denkt und spricht, so ist das zu beklagen, doch wohlbegreiflich. Es fehlt noch zu sehr an Werken, die den Philologen nach mässigem Zeit- und Kraftaufwand in den Stand setzten, den Forschungen der Sprachvergleicher zu folgen, deren Verfahren, meist nur auf kundige Fachgenossen berechnet, ihm jetzt bei einem flüchtigen Blicke darauf allerdings wie kühne Gaukelei erscheinen muss. Man muss es Georg Curtius grossen Dank wissen, dass er in der Einsicht, „dass die Zukunft beider Wissenschaften auf ihrer richtigen und lebenskräftigen Verbindung beruht,“ mit fast allen seinen Arbeiten Vermittelung zwischen der vergleichenden Sprachforschung und der Philologie erstrebt hat. In derselben Richtung hat seit dem Decennium ihres Bestehens Adalbert Kuhns Zeitschrift für

vergleichende Sprachforschung ungemein fördersam gewirkt. Auch Leo Meyers vergleichende Grammatik der griech. und latein. Sprache, wovon jetzt der erste Band vorliegt, und Christs griech. Lautlehre sind zu nennen. Arbeiten dieser Richtung will sich dieser Aufsatz anschliessen. Möchte es ihm gelingen, bei den Einen jene unhaltbare Ansicht von der epischen Sprache der Griechen mit Stumpf und Stiel auszurotten und jenes Misstrauen gegen die Etymologie in die Ueberzeugung zu verwandeln, dass sie vielmehr eine Wissenschaft sei, die es mit den Lauten, Vocalen nicht minder wie Consonanten, genau, sogar peinlich genau nehme. Den Andern wird wenigstens die Vollständigkeit des Materials und manche neue Einzelheit nicht unwillkommen sein, wenn ihnen auch das Gesammtresultat in der behandelten Frage nichts Neues mehr ist. Trotz der Knappheit des zugemessenen Raumes hab' ich meine Gewährsmänner, wo es nur thunlich war, immer citirt, wie mir das die Heiligkeit des geistigen Eigenthums zu gebieten schien. Manche abweichende Ansicht selbst bedeutender Autoritäten ist ganz unerwähnt von mir gelassen; ich bitte darin keine das Fremde unterschätzende Selbstüberhebung zu sehen, sondern es damit zu entschuldigen, dass zu Polemik hier weder der Raum noch der Ort war. Manche Ansicht mag auch dem Provinzialen in seiner Abgeschiedenheit, die ihn fast einzig und allein auf die curta domi supellex anwies, ganz unbekannt geblieben sein. Doch nun zu unserer Frage selbst.

Es ist aus oben angedeuteten Gründen begreiflich, aber doch immer befremdend, wenn man nicht bloss für die Schulpraxis, sondern auch in wissenschaftlicher Behandlung der griech. Sprache eine jüngere Mundart, den Atticismus, als Norm für einen um Jahrhunderte älteren Dialekt, den epischen, betrachtet; das Umgekehrte wäre doch an sich weit natürlicher und würde vielfach zu richtigen Resultaten geführt haben. Man beging und begeht denselben Fehler, den unzählige Leute bei Beurtheilung unserer deutschen Mundarten begehen. Man lese einem Ungebildeten oder Halbgebildeten einen leicht verständlichen Abschnitt aus einem mittelhochdeutschen Schriftsteller vor: er wird ganz sicher sein jetziges Deutsch als Richtschnur nehmen und alle Abweichungen davon als Entstellungen daraus betrachten. Wie verbreitet ist ferner noch immer, und wahrlich nicht bloss bei Ungebildeten, der Irrthum, als sei das Plattdeutsch, das unser Schriftdeutsch im Consonantenbau doch um mehr als ein Jahrtausend an Alterthümlichkeit überragt, eine blosse Verderbung aus diesem. Und Leute, die es Dir nie verzeihen würden, wenn Du die Vollheit ihrer Bildung in Zweifel zögest, selbst sie kannst Du über des Westfalen uralterthümliches s k oder s für ihr schriftdeutsches s ch sich lustig machen hören; und dieselben Leute, denen ein s k r e i b e n, s n e i d e n, s l a f e n so wunderlich erscheint, thun sich andrerseits etwas zu Gute auf die spitze Aussprache von S t e i n, S p r u c h statt S c h t e i n, S c h p r u c h und perhorresciren vollends ein schwäbisches i s c h t, k o m m s c h t, S c h u l m o a s c h t e r (= Schulmeister) u. dgl. (s. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen Bd. II.). Und doch ist der Irrthum, der hier durch die ungerechtfertigte Wahl des Schriftdeutschen als einer Norm für alle chronischen und topischen Dialekte der Deutschen begangen wird, wohl noch immer geringer als jener Irrthum hinsichtlich des Ursprungs der epischen Mundart der Griechen. Denn die vermeintlichen Sprachentstellungen im Plattdeut-

schen u. s. w. glaubt doch jedermann wenigstens durch eine ganze grosse Volksschicht entstanden, während die homerisch-hesiodische Sprache durch die bewusste Willkür einiger weniger Sänger gebildet sein soll. Ist das wohl denkbar? Bei fremdsprachlichen Fragen ist es oft heilsam, auf die Muttersprache zurückzugehen, weil uns einzig und allein in ihr ein lebendiges Sprachgefühl zu Gebote steht, das vor manchem Fehlgriff, vor mancher ausschweifenden Meinung sicher bewahrt. Wer könnte es sich nun wohl vorstellen, dass es etwa einem einzelnen wenn auch noch so einflussreichen Schwaben plötzlich eingefallen sei, z. B. auch das silbenschliessende st wie scht zu sprechen (ischt etc.), und dass er nun diese Aussprache bei seinen engeren Landsleuten durchgesetzt habe. — Nein, eine solche Ansicht schmeckt noch gar zu sehr nach jenen Zeiten, die allen Ernstes dem Erfinder der Sprache, der Schrift, eines Mythos nachforschen konnten; in den Tagen eines W. v. Humboldt, eines Jac. Grimm, eines Bopp, eines Pott sollte dergleichen völlig abgethan sein. Unsere Zeit hat mit Tiefsinn in vielen Forschungen an Stelle des absichtlichen Machens die fruchtreiche Idee des Werdens, des organischen Wachsens aus innerem, unbewusstem Triebe eingeführt. Keineswegs soll der Einfluss des Individuums, namentlich des genialen, mit feinem Sprachsinne begabten Individuums ganz verneint oder auch nur unterschätzt werden. In gewisser Beziehung ist ja jedes sprechende Individuum Schöpfer der Sprache; selbst das Sprechenlernen des Kindes ist kein blosses Wiedernachlallen ihm durch die sensitiven Nerven des Ohres zugeführter und in seinem Gedächtniss niedergelegter Laute, sondern die Entwickelung der ihm innewohnenden schöpferischen Sprachkraft. Einen Zuruf gibt mir auch die empfindungs- und bewusstlose Felsenwand wieder; ein oft vorgesprochenes „Jacob“ schwätzt mir auch des gedankenlosen Raben gelöste Zunge nach. Das erste, das allereste schwer gelallte Wort des Kindes ist mehr: der Laut verkörpert einen dem Kinde bewussten, von seinem Geiste erzeugten Begriff. Aber wenn auch jedes Sprechen hiernach als ein schöpferischer Act zu betrachten ist, so darf doch nicht übersehen werden, dass diese göttlich freie Thätigkeit zugleich eine gebundene, durch den von der Vergangenheit gebildeten Sprachstoff gebundene ist: unser Sprechen ist keine Urerzeugung, es ist nur eine Wiedererzeugung, allerdings eine umgestaltende Wiedererzeugung. Die Sprachen sind von Anbeginn und sicher auch in alle Ewigkeit in steter Veränderung, die Sprache der conservativen Aegypter und des fast stagnirenden chinesischen Volkes nicht ausgenommen. Aber man muss sich nur klar darüber sein, wie weit die umgestaltende Kraft der Völker und der Individuen reiche. Die vergleichende Sprachengeschichte gibt uns hierüber Belehrung. Eine neue Sprachwurzel, verbale oder pronominale, zu erzeugen vermag kein historisches Volk; ob es seine Sprache zu einer höheren morphologischen Klasse, etwa von chinesischer Einsilbigkeit zu finnisch-tatarischer Agglutination zu entwickeln im Stande sei, ist mindestens zweifelhaft. Wohl aber kann ein Volk alle oder etliche Sprösslinge einer bestimmten Wurzel sowie gewisse Formen (z. B. den Dual, das Medium, manche Tempora) ganz aussterben oder nur noch ein kümmerliches, halb versteinertes Dasein fristen lassen; es kann diese Lücke durch neue nach dem Gesetz der Analogie aus dem vorhandenen Wurzel- und Suffixenschatz geschaffene Bildungen und durch

neue Composita büssen; es kann einzelne, besonders technische Ausdrücke einem Nachbarvolke abborgen und diese mit ihrem fremden Stempel unter sich cursiren lassen oder zu heimischer Münze umprägen; ja es kann durch Vermischung und Verschmelzung mit einem ganzen fremden Volkskörper in gemeinsamer Thätigkeit mit diesem ein gewissermassen neues Idiom schaffen, zu dem beide Theile ihr Contingent gestellt haben. Man denke an die romanischen Sprachen. Und weiter vermag ein Volk die Bedeutung der Wörter zu modificiren: im Mittelhochdeutschen bedeutete ernern (jetzt ernähren) noch retten, versprechen noch ablehnen, verklagen noch verschmerzen, gerât(h)en noch beginnen, bekennen noch erkennen, ê (jetzt Ehe) noch Gesetz, list noch Weisheit, Kunst, genâde (Gnade) noch Dank, vrech noch muthig, vrewel noch tapfer, sleht (jetzt schlecht) noch gerade, recht, gut (vgl. unser „schlecht u. recht"), bescheiden noch klug (vgl. unser „Bescheid wissen") u. s. w. Ferner vermag ein Volk einzelne ihm widerstrebende Laute zu tilgen oder wenigstens zu beschränken, wie das Griechische die Spiranten F, j, σ, das Latein die Aspiraten und Diphthongen, das Italienische sämmtliche Consonannten im Wortausgange. Andere Laute müssen sich bestimmte Wandlungen gefallen lassen; aus diesem überaus reichen Capitel will ich mich begnügen nur die interessanteste Erscheinung hervorzuheben: die zuerst von dem Dänen Rask wahrgenommene Verschiebung der Mutae in sämmtlichen germanischen Sprachen;*) das Hochdeutsche hat dann noch eine zweite Verschiebung erfahren, wie J. Grimm entdeckt hat. Auch ganz neue Laute werden im Gang der Geschichte von den Völkern geschaffen, namentlich Mischlaute, welche die Aussprache bequemer machen, indem sie den Sprachorganen das schroffe Ueberspringen aus einer Lage in die andere ersparen und die Muskelthätigkeit also auf ein geringeres Mass beschränken. Die indogermanische Ursprache besass z. B. nur die drei scharf von einander abstechenden Grundvokale a, i, u; alle Mittelvocale wie ä, e, o, ö, ü und die grosse Zahl derer, die sonst noch z. B. in deutschen Volksmundarten und im Englischen vorkommen, sind sämmtlich jüngerer Nachwuchs. So weit etwa reicht im Grossen und Ganzen — Ausführlicheres bietet die Einleitung in August Schleichers klarem und sauberem Buche „Die deutsche Sprache" Stuttg. 1860 — so weit reicht die sprachgestaltende Kraft eines ganzen Volkes. Enger gebunden ist das Walten der Einzelnen: es wird sich nicht weit über die Neubildung eines einzelnen Wortes aus dem schon vorhandenen Sprachstoff und nach den ihn beherrschenden Gesetzen, über die Vereinigung zweier gegebenen Wörter zu Einem neuen Körper, über die sehr behutsame Modificirung der Bedeutung eines einzelnen Wortes, über die Verjüngung oder Wiederbelebung einzelner veralteter oder ganz erstorbener Wörter und Formen, über die Einbürgerung eines einzelnen Fremdlings hinaus erstrecken, wenn wir von der Syntax einmal absehen. „Aber," wendet man wohl

*) Bemerkenswerth ist, dass zwei sehr fern wohnende Brudervölker der Germanen in dieser Lauteigenthümlichkeit mit ihnen zusammentreffen, die Osseten im Kaukasus und die Madagassen der ostindischen Inselflur: in Beider Sprachen wird ebenfalls die Tenuis zur Aspirata verschoben, in der kaukasischen jedoch nur im Wortanfange (s. Bopp, Vergleich. Gramm. 2te Ausg. I. 119 u. 124).

ein, „was von einem Dichter der Jetztzeit, was von einem Neugriechen richtig sein mag, gilt darum noch nicht von einem um drei Jahrtausende älteren Sänger, in dessen Tagen die Sprache sicherlich noch flüssiger war.“ Es ist zu befürchten, dass man die „Flüssigkeit“ der Sprache erst aus eben jenen epischen Formen gefolgert habe, zu deren Erklärung man sie nun anwendet, und dass man sich etwas sehr Unbestimmtes, wo nicht gar ganz Unrichtiges bei dieser „Flüssigkeit“ denke. Meint man damit, dass die Wörter in so früher Periode der Sprache noch keine feste Gestalt gehabt, sondern in den Lauten für die einzelnen Begriffe unbestimmt geschwankt hätten, so widerspricht dem alle Sprachgeschichte auf das entschiedenste. Sie lehrt uns: Je älter eine Sprache ist, je näher sie noch ihrem Ursprunge steht, desto lebendiger webt in ihr das Sprachgefühl, d. i. das Gefühl für die Function der einzelnen Elemente der Wörter; erst sowie dieser „Schutzgeist der sprachlichen Form“ schwächer wird, „verwittern und verwischen sich die scharf geschnittenen Formen des Wortes;“ das Wort stirbt ab, „bis es zuletzt so zu sagen eine Leiche wird, die nun des Lebens bar den Gesetzen der lautlichen Zersetzung anheim fällt.“ Der alte Römer fühlte z. B. bei seinem dic-tu-s noch, dass dic die Wurzel sei und die Function habe, den Begriff des Sagens lautlich zu verkörpern, dass die angehängte Silbe tu dazu diene, an dem allgemeinen Verbalbegriff ganz bestimmte Beziehungen auszudrücken (er soll passivisch, participal und als vollendet gefasst werden), und dass endlich das s an dem so präcisirten Begriffe den Casus (Nomin.), den Numerus (Singul.) und das Genus (hier das Mascul.) bezeichnet. Mit anderen Worten: der alte Römer fühlte noch, dass die Function, die das Gesammtwort dic-tu-s besitzt, nämlich „der gesagte“ auszudrücken, nur das Resultat aus den Functionen seiner einzelnen Theile (dic+tu+s) ist. Er brauchte nur mit leiser Abweichung dic-tu-m, dic-t-is, dic-tu zu sagen, und er bezeichnete sofort ganz andere Beziehungen an dem Begriff des Sagens als in dic-tu-s. Da beginnt das Sprachgefühl zu schwinden; dem Sprechenden liegt nichts mehr an der Gliederung des Wortkörpers; ihm genügt es die Function des Ganzen zu kennen; jetzt beginnt ein Schwanken der Laute: aus dictus wird das bequemere dittus oder dittos, daraus ditto (dem das ital. detto sehr nahe kommt), daraus dito, dit, ja di; denn das ist eigentlich die französische Form, da das schliessende t nur vor einem folgenden Vocal oder stummen h in's Leben zurückkehrt. Das lat. hommes ist im Französischen graphisch zwar noch hommes, phonetisch aber nur noch *om*, worin Suffix und Casusendung erstorben sind, ja selbst die Wurzel nicht mehr voll ertönt. Analoges lehrt die Geschichte unserer Muttersprache. Wer weiss jetzt noch, was „Gemahl“ eigentlich besage? Der Deutsche in den Tagen des grossen Kaisers Karl, er wusste noch, dass es „der Versprochene, Verlobte“ bedeute, da ihm das Verbum (gi)-mahalian oder mahljan (=sprechen), das z. B. im alten Hildebrandsliede begegnet, noch lebendig war. Wer fühlt noch, dass „Nach-bar,“ für Nach-bauer, den in der Nähe sich anbauenden, dass „Heuschrecke“ den Heuhüpfer (mhd. noch schricken = hüpfen), dass „sehr“ eigentlich schmerzlich bedeute? (cf. Herodots [II, 76] δεινῶς μέλαινα und das „arg, schrecklich, furchtbar, ungeheuer“ als blosse Verstärkungen in deutschen Volksmundarten). Im älteren Deutsch ist nämlich „sêr“ = Schmerz, und auch wir haben ja

noch ein freilich auch nur noch halb verstandenes unver-sehrt; und in Volksmundarten lebt noch manche andre Form in der alten Bedeutung, z. B in der ostfriesischen Mundart das adj. u. adv. sêr = weh, wund („Mien Hart dat deit mi so sêr“ in dem berühmten Volksliede „De twee Königskinner). Das schottische dem Burns ziemlich geläufige sair (engl. sore) vereinigt die Bedeutungen des friesischen und schriftdeutschen „sêr“ in sich. Und noch auffälliger: Wer denkt noch bei t a u f e n an t i e f, bei G i f t an g e b e n, bei G e s t a l t und S t a l l an s t e l l e n, bei D a c h an d e c k e n, bei L a s t an l a d e n, bei W ü r f e l an w e r f e n, bei V e r g n ü g e n an g e n u g, ja selbst bei F l i e g e an f l i e g e n? (vgl. Schleicher a. a. O. S. 65 u. 115). Ein goth. habaidedeima ist englich zu blossem (we)had zusammen geschrumpft. Was wir so in romanischer und germanischer Zunge wahrgenommen haben, und was die Geschichte aller übrigen Sprachen, die man nur irgend durch einen längeren Zeitraum zu verfolgen vermag, durchaus bestätigt, das gilt auch vom griechischen Idiome. Wohl zeigen sich, wie auch im ältesten Latein und Deutsch, so schon im alleräItesten Griechisch, in der Sprache Homers Spuren vom Ersterben des Sprachgefühls: Wendungen wie *ἵπποι ἐβουκολέοντο*, wie *νέκταρ ἐωνοχόει* (— vgl. lat. n a v e m aedi-ficare und unser „s i l b e r n e s H u f e i s e n,“ „e i s e r n e r K a c h e l o f e n“ —), wie *αἰπόλος αἰγῶν* oder wie *ἄγε μίμνετε* Il. 2, 231; *ἄγε δὴ τραπείομεν* Il. 3, 441; *ἄγετε περιφραζώμεθα* Od. 1, 76 und dergleichen erklären sich nur so. Und ferner: Zeichen der 1ten Pers. Sing. in den verschiedenen Verbalformen ist ursprünglich da *μ*, worin leicht das Personalpronomen (*μοῦ μοί μέ*) wiederzuerkennen ist. Es erscheint noch in *λύ-οι-μι*, *λύ-ο-μαι*, *ἐ-λυ-ό-μην*, *λύ-ω-μαι*, *λυ-οί-μην*, *λύ-σο-μαι*, *λέ-λυ-μαι* u. s. w., und als *ν* in *ἔ-λυ-ο-ν*, *ἐ-λύ-θη-ν*; ja bei Homer hat das *μ* auch noch der Conj. Praes. bisweilen (*ἐθέλ-ω-μι*) und bei Aeolern und Doriern auch der Indic. desselben Tempus sogar noch häufig (*γέλαι-μι*, *νίκη-μι* etc.); im Atticismus zeigt es wenigstens noch eine gewisse Verbalklasse, die sogen. Verba auf *μι* (*εἰ-μί*). Aber schon in der homerischen Zeit war das Gefühl für die Function dieses *μ* in den verschiedenen Verbalformen so abgestumpft, dass man es stellenweise ganz fallen lassen (*λύ-ω-*, *ἔ-λυ-σα-*, *λέ-λυ-κα-*) und z. B. das blosse *λύ-ω-* zum Ausdruck von „i c h löse“ verwenden konnte, obgleich eine Bezeichnung des i c h ganz darin fehlt. Aehnliches lässt sich auch für die 2te und 3te Pers. Sing. schon bei Homer darthun. Aber mehr noch ist im Atticismus der Sprachgeist aus den Lauten gewichen. Die homerische Zeit konnte den wurzelhaften Zusammenhang ihres *αἰεί* (nur Il. 12, 211 begegnet *ἀεί*) mit *αἰών* noch fühlen, besonders wenn beide Wörter das Digamma (*F*) noch besassen (*αἰFεί*, *αἰFών*); das attische *ἀεί* liegt von seinem Stammgenossen ferner ab. Analoges gilt von *ἠώς* und *ἠέλιος* auf der einen, und *ἕως* und *ἥλιος* auf der andern Seite. *Ἀίδης* ist klarer als *Ἅιδης* mit verstummtem *ι*, *ἀεργός* klarer als *ἀργός*, zu dem man später, der Zusammensetzung nicht mehr eingedenk, sogar ein der Analogie widerstrebendes fem. *ἀργή* gebildet hat (s. Lobeck zu Phryn. p. 105). Ueberbildungen sind aus gleichem Grunde im Attischen viel häufiger als bei Homer: neben *παιδ-ίο-ν* mit einfachem Deminutivsuffix findet sich ein *παιδ-άρ-ιο-ν* mit doppelter, ein *παιδ-αρ-ίδ-ιο-ν* mit dreifacher Verkleinerungsendung; noch einen Schritt weiter geht *μεῖραξ* (*μειρ-ακ-ς*), das schon in dieser Form demi-

nulivisch ist; denn es enthält dieselbe Endung wie *πόρτ-αξ*, Demin. von *πόρτις*, wie *μύ-αξ*, Demin. von *μῦς*, wie *λίθ-αξ*, Demin. von *λίθος*, und wie die lat. Bildungen homun-c-ulu-s, auri-c-ula etc. Neben *μεῖρ-ακ-ς* finden sich nämlich noch *μειρ-άκ-ιο-ν*, *μειρ-ακ-ύλλ-ιο-ν*,*) *μειρ-ακ-υλλ-ιδ-ιον*. Noch mehr als im Atticismus ist das Sprachgefühl im Neugriechischen erstorben, das z. B. *οὐδέν* verstümmelt hat zu blossem *δέν*, worin das negirende Elemant (*οὐ-δὲ-ἕν*) eigentlich ganz fehlt, ähnlich wie im Französischen das blosse rien (= lat. rem) und point (= lat. punctum) in gewissen Fällen als Negation gebraucht wird. Ferner ist im Idiom der Bewohner von Plomarion das alte *λέγ-ω-μι* nun gar zu einem auf chinesische Formstufe zurück gesunkenen *λέγ* verkürzt; *χαμαί* lautet bei ihnen *χάμ* ohne Suffix und Casusendung, *ὑφορῶμαι* lautet *φοροῦμαι* oder, zu einem Adverbium versteinert, gar nur *φορούμ* = vielleicht, eigentlich ich vermuthe (vgl. franz. peut-être). Die Griechen der Insel Kasos haben *τίνα* zu *ἴντα*, *γνωρίζω* zu *γρωνίζω* verrenkt, und für *ἐπήγαιναν καί* sagen sie *πήαιναχ καί* (s. Theod. Kind in Kuhns Zeitschr. X, 188—93, auch Pott Etymolog. Forschungen II, 360—63 der 2ten und II, 175—85 der 1ten Ausg.).

Also weit entfernt, dass vornehmlich der homerische Sänger mit dem Lautkörper der Sprachgebilde nach Belieben hätte schalten und walten können, ist gerade für jene älteste Periode der griechischen Sprache die Annahme einer besonders starken, wenn selbst organischen Umgestaltung derselben durch den gesammten Volksgeist, geschweige einer gewaltsamen Verrenkung durch die Willkür des Einzelnen am mindesten statthaft. Und dazu ist noch Folgendes zu erwägen. Die homerischen Gesänge sind allerdings keine reinen Volksepen mehr, sondern zeigen bereits mancherlei Anklänge an die Kunstdichtung; doch wer kann verkennen, dass sie der Volkspoesie noch ungleich, ungleich näher stehen als jener? Das Volksepos nun kann nur gedeihen in einer Zeit, in der das Volk noch nicht schroff in verschiedene Kreise auseinander gefallen, in der sich noch keine Stände mit abgesonderten Lebenselementen und einseitig verfolgten Cultur- oder Socialzwecken gebildet, in einer Zeit, „in der es noch keine Gelehrte und Ungelehrte, keine Gebildete und Ungebildete, keine überfeinerte haute volée und keine in Schmutz und Gemeinheit versinkende rohe Masse gab, in einer Zeit, in welcher der König mit dem geringsten Manne seines Volkes denselben Dialekt sprach.“ „Die dichterischen Stoffe bewegten, als etwas von allen in gleicher Weise Erlebtes, Angeschautes, Gefühltes, alle in gleicher Weise, und wenn ein einzelner Dichter hervortrat, so sprach er nicht, wie heut zu Tage, etwas vorzugsweise Subjectives — die Wirkung, welche der Gegenstand überhaupt — oder gar Individuelles — die Wirkung, die der Gegenstand auf die Person des Dichters äussert — aus, welches erst seinen Einfluss und seine Wirkung auf die Gemüther seiner Zuhörer versuchen, oft gleichsam erzwingen muss, sondern er war nur das begünstigte Organ, durch welches das gemeinschaftliche poetische Vermögen des Vol-

*) Das Suffix *υλλ* oder auch mit einem *λ* *υλ* (z. B. *ἀρκτ-ύλ-ο-ς*) stimmt überein mit dem lat. ul in auri-c-ula etc.

kes sich kund that, er sprach das aus, was jeder Zuhörer sofort als sein Eigenthum wieder erkannte, und was demnach nicht sowol des Eindruckes als der freudigen, bewegten Zustimmung bei allen Zuhörern und Theilnehmern des Gesanges von vorn herein gewiss war. Ein Hinwirken auf den Effect, worin ein grosser Theil unserer modernen Poesie geradezu seine Stärke sucht, ist der alten Poesie völlig fremd.“ (Vilmar, Deutsche Liter. I, 29. f. der 5ten Aufl.). Ein solcher Sänger — Typen davon sind jener Demodokos und Phemios, die uns die Odyssee selber vorführt — gerade ein solcher Sänger, der im Wesentlichen nur der Mund seines Volkes ist, wird viel weniger frei und originell über die Sprache zu gebieten vermögen, als es etwa ein Aristophanes oder — namentlich in seinen genialen Nachbildungen orientalischer Dichtungen — ein Rückert gethan hat.

Aber von allen diesen Bedenken einmal ganz abgesehen — was hätte denn den homerischen Sänger bewegen können, die ihm überlieferte Volkssprache auf das Prokrustesbett zu spannen? Der eine antwortet: „Aesthetische Rücksichten: er wollte seiner Sprache einen grösseren Wohlklang, eine reichere Abwechselung geben, dass sie sich dem Stoffe gefügig und innig anzuschmiegen vermöchte.“ Diese Ansicht ist eigentlich schon durch das über das Volksepos so eben Bemerkte widerlegt. Das Kunstepos, die Kunstpoesie überhaupt, die bewusste Schöpfung des sinnenden, schreibenden Individuums, sie mag auf gewinnenden Schmuck der Rede, auf glänzende Mannigfaltigkeit, wie die Chorlyrik der Hellenen und das späte Kunstepos des Nonnus, auf schillerndes Prunken mit fremder, gelehrter Zier, wie die Dichtungen Wolframs v. Eschenbach, Gottfrieds von Strassburg und mehr noch ihrer von welschem Flitter starrenden Nachtreter, auf locale Farbung, wie die Erzählungen Jeremias Gotthelfs und die Dorfgeschichten Auerbachs, und auf andere Würze der Rede bedacht sein. Dem Volksepos ist, wie gesagt, ein Hinwirken auf Eindruck, auf Effect völlig fremd. „Der Volkssänger — ich lasse Vilmar noch einmal für mich sprechen, S. 69 — der Volkssänger will nicht rühren, nicht erschüttern, nicht überraschen....., ja nicht einmal etwas neues singen, was noch niemand gehört hat, sondern eben das will er singen, was alle schon oft, schon seit ihrer Kindheit zu vielen Malen gehört haben: die Lust zu singen, was man gesehen hat, die Lust zu hören, was man erlebt hat, ist die Quelle des Epos, und in der Erzählung selbst findet es seinen Zweck, sein Ziel, seine Ruhe, der Hörer seine Befriedigung.“ Und hierzu stimmt die kunstlose Einfachheit der Darstellung, das treue Beharren an altüberlieferten Sprachformeln, das uns aus allem Volksgesang anmuthet, aus der griechischen Ilias und Odyssee wie aus dem heimischen Hildebrandsliede und den Nibelungen und der Gudrun, aus den serbischen Balladen und dem lettischen Kalewala wie aus den indischen Riesenepen. Und dann, wenn nun auch der altgriechische Sänger jenes bewusste „ästhetische“ Bestreben hätte haben können, wie unwürdig, von dem gepriesenen Homer zu glauben, dass er Mannigfaltigkeit und Wohlklang nicht anders als durch solche gewaltsamen Mittel habe erreichen können. Wo bliebe da die gerühmte Formvollendung der hellenischen Kunst? Was sich auch ohne alle Gewaltthätigkeit an Pracht und Wohllaut in einer Sprache erreichen lasse, das können uns Klopstock, Schiller, Hölderlin, Freiligrath, wenn wir sie etwa mit den Bre-

iner Beiträgern (Gellert, Gleim, Zachariä u. s. w.), das können uns Göthes Tasso, Iphigenie, Zueignung, Fischer, Bürgers Hohes Lied an die Einzig-Auserwählte, eine gute Anzahl von Gedichten Platens und Uhlands, wenn wir sie etwa mit Voss oder Seume vergleichen, vor die Seele führen. Dass die griechische Sprache weniger Fügsamkeit und Anlage besessen habe als die deutsche, dieser Einwand dürfte von philologischer Seite am wenigsten zu befürchten sein. — Und wenn man nun einmal ein bewusstes Ummodeln der Sprache aus Gründen der Mannigfaltigkeit und des Wohllautes bei den alten ionischen Sängern annehmen zu, dürfen glaubte, so hätte man dann den Beweis führen sollen, dass diese Annahme im Einzelnen auch wirklich zutreffe, statt sich mit allgemeinen Schlagwörtern zu begnügen. Gut: ein *πουλύς* neben *πολύς*, ein *Οὔλυμπος* neben *Ὄλυμπος*, ein *βόλεσθαι* neben *βούλεσθαι*, ein *εἰνί* und *ἐνί* neben *ἐν*, ein *ὑπειρ* neben *ὑπέρ*, ein *κειτός* und *κενεός* neben *κενός*, und andre Doppel- und Tripelformen sollen einmal aus dem Streben nach Vermannigfaltigung des sprachlichen Ausdruckes hervorgegangen sein — warum gebraucht denn aber Homer ausschliesslich die längeren Formen *μοῦνος*, *οὖρος*, *οὖλος*, *νοῦσος*, *στεῖνος*, *χρεῖος*, *πεῖρας*, *ποίη*, *καλός*, *ἶσος* etc. und nicht die kürzeren Formen *μόνος*, *ὅρος*, *ὅλος*, *κόρος*, *νόσος*, *στένος*, *χρέος*, *πέρας*, *πόα*, *κἄλός*, *ἴσος*, aus denen die ersteren gedehnt sein sollen, neben diesen? Soll etwa in diesen Fällen, in denen die Annahme eines Strebens nach Mannigfaltigkeit doch nicht statthaft ist, das Wohllautsgefühl gewirkt haben? Ich gestehe, dass mir *καλός*, *ἴσος*, *μόνος*, *ὅρος*, *ὅλος*, *κόρος*, *νόσος* gerade eben so schön klingen als die entsprechenden längeren Formen. Andre mögen anders empfinden und bei *στεῖνος*, *χρεῖος*, *πεῖρας*, *ποίη* eine Euphonie diphthongischen Klanges geltend machen wollen. Es kommt aber in dieser Frage weder auf mein noch auf irgend eines anderen Modernen, sondern lediglich auf der alten Hellenen Ohr an. Wohl spielt die Euphonie eine wichtige, sehr wichtige Rolle in der Sprachgestaltung, doch wird mit der Annahme dieses Factors vielfach auch ein leichtsinniger Missbrauch getrieben. Es gibt nur wenige euphonische Gesetze, die alle menschlichen Sprachen beherrschten; sonst hat jede einzelne Sprache, ja innerhalb einer Sprache jeder einzelne topische und chronische Dialekt seine besonderen Gesetze, die wir durch feine Beobachtung erst abstrahiren müssen. Slawische Sprachen, besonders die polnische, zeigen Consonantenhäufungen, vor denen sich der Deutsche entsetzt, auch wenn er in Abzug bringt, was in Folge einer ungeschickten Schrift nur dem Auge als Schwierigkeit sich zeigt; ich nenne poln. Wörter wie szczkawka das Schlucken, szczwacz der Anhänger. Der Deutsche schaudert vor einem Sanskritwort wie kârtsnjam die Ganzheit und preist und segnet seine bequeme Sprache. Anders erscheint diese freilich dem doch sogar stammverwandten Engländer, der von seinem Idiom wieder nicht genug zu rühmen weiss, dass es „the formidable clusters of consonants“ (die entsetzlichen Consonantenhaufen) der Deutschen wegpolirt habe, indem es z. B. in half (halb) das l, in sword (Schwert) das w nicht spreche. Das Griechische kennt, ja sucht mundartlich sogar Wortanfänge, welche die meisten Sprachen, z. B. das Latein, das Deutsche gänzlich meiden: *κτ*, *πτ*, *χθ*, *φθ*, *βδ*, *τμ*, *δμ*, *δν*, *σφ* u. s. w. Noch ungewöhnlichere Consonantenverbindungen kennt das Kaigani (die Sprache eines Volkes auf dem südlichen Theile des

Archipels des Prinzen von Wales) im Anlaut: hlha Tabackspfeife, tl-khun Nase. Im Mpongwe und andren Sprachen des Kaffern- und Kongo-Stammes heben viele Wörter mit mb, mp, mw, nd, nt, ng, im Akra mit ml, mr, nk, nm, ja mit nml, nsr, kpl, gbl und anderen für uns halsbrechenden Gruppen an. Im schroffsten Gegensatz hierzu und zu griech. Wörtern wie *σκληρός, σκνίψ, σφραγίς* dulden die finnischen Idiome, das Mongolische, das Ostjakische, das Grönländische nur einfache Consonanten im Anlaut. Und am Wortende ist das Griechische selber hinsichtlich consonantischen Lautes sehr heikel; nur *ν ρ* und *ς* verträgt es, mit einziger, aber im Grunde nur scheinbarer Ausnahme von *ἐκ* und *οὐκ*, da diese ihrer Natur nach sich proklitich an das folgende Wort anlehnen und daher auch des Accentes ermangeln, der dem Worte Selbständigkeit verleiht. Noch weiter als das Griechische geht das Chinesische, sowie die Kaffern- und Kongosprachen, deren Wörter fast nur vokalisch auslauten; dasselbe gilt vom Italienischen, während doch sein Elternpaar, das Latein und Deutsche, reichen consonantischen Auslaut zeigen (merx d. i. mercs, urbs; Zukunft, Herbst, du schimpfst). S. Pott Et. T. II, 49—73 und 15—21. Manche Laute sind, ganz abgesehen von ihrer Stellung im Worte, an sich der einen Sprache unliebsam, während eine andere nicht den geringsten Anstoss an ihnen nimmt, ja sie wohl gar begünstigt. So kennzeichnet alle altai-uralischen Sprachen eine Abneigung gegen Consonanten und ein grosser Reichthnm an Vocalen, der ihnen etwas Weiches gibt. Das Extrem in derselben Richtung bilden einige Sprachen der Südsee, besonders das Hawaii-Idiom, in welchem ganze Wörter, ja ganze Sätze aus blossen Vocalen bestehen können: oiaio die Treue; aoao die Seite; *e i ae oe ia ia* sprich du zu ihm dort. Dem Mexikanischen und, wie es scheint, auch dem Etruskischen fehlen alle Mediae, dem Kaigáni und Thlinkit die Labialklasse der Mutae (b, p, f), ja dem Huronischen die labialen Laute überhaupt (ausser b, p, f auch die lab. Spirans v, der lab. Nasal m, ja selbst der lab. Vokal u). Das Griechische hat die gutturale Spirans j und die labiale Spirans F allmählich ganz ausgerottet, die dentale Spirans *σ*, wie wir unten sehen werden, wenigstens vielfach eingeschränkt. Die slawischen Sprachen, das Lettische, das Esthnische und im Grunde auch das Latein haben die Aspiraten ganz aufgegeben; denn das lat. f und h sind Spiranten und ch, th, ph blosse (griechische) Fremdlinge. Hierüber lese man die Untersuchungen Agatho Benarys (Röm. Lautlehre I) nach, der auch zuerst die Feindseligkeit des Lateinischen wider die Diphthonge gegenüber der entschiedenen Vorliebe des Deutschen, besonders des älteren Deutschen, und des Griechischen für diese Laute ausführlich nachgewiesen hat. Diese letzte Erscheinung greift vielleicht mancher freudig auf, um dadurch eben jene Ansicht von der Entstehung eines *στεῖνος, χρεῖος* etc., die ich zu widerlegen mich bemühe, zu unterstützen. „Homer," räsonnirt er vielleicht, „sei es im dunklen Gefühl, sei es in der klaren Einsicht, dass diphthongischen Lauten der Sprachgenius seines Volkes hold sei, war beflissen, solche in vielen Wörtern zu schaffen: so ausser in den schon genannten *χρεῖος, στεῖνος, πεῖρας, ποίη* noch in sehr vielen andren: *νεοῖο, ἐμεῖο, ἡμείων, πενθείω, κεραίω, ἐσσεῖται, παραί, ὑπαί, εἰνί, ὑπείρ, πειρί* (*Πειρίθοος*), *εἰνί* u. s. w., u. s. w." Schade nur, dass Homer auch ziemlich viel Fälle hat, in denen attischen Diphthongen gegenüber gerade einfache

Vocallaute erscheinen: neben *κεῖμαι* und *κείαται*, *κείατο*, *κείων*, ein *κέαται*, *κέατο*, *κέονται*, *κέων*, ferner ein *Αἰνέας*, *βαθέης*, *ὠκέα*, *ἰδυῖα*, *εἰκυῖα*, *ὄϊς*, *πάϊς*, *ὀΐομαι*, *ἐΰ*, *ὤϊξα*, *γρηΰς*, *ἐρηρέδαται* und *ἐρηρέδατο* von *ἐρείδω* u. s. w. Oder soll gerade in diesen Fällen nun wieder Abwechselung erstrebt worden sein? Dazu kommt, dass es sich in dieser Frage nicht ausschliesslich, ja nicht einmal vorwiegend um Diphthongismus, sondern auch vielfach z. B. um Consonantenverdoppelung handelt: *πέλεκκον*, *ὀπποῖος*, *ὄττι*, *ἀδδήσειν*, *ἔδδεισε*, *πόδεσσι*, *ἔσσευα*, *ἔσσομαι*, *ἐτέλεσσα*, *τόσσος*, *ἔλλαβε*, *ἀπολλήγω*, *ἐλλίσσετο*, *ἄμμιν*, *ἔμμαθον*, *ἔμμορε*, *ἔννεον* u. s. w. Hier hätte nun zunächst der Beweis geliefert werden müssen, dass die Griechen, etwa wie die Neudeutschen, eine wirkliche Vorliebe für dergleichen Geminationen besessen. Denn nur unter dieser Voraussetzung hätte Homer es wagen können, eine Anzahl neuer Formen mit verdoppelten Consonanten zu bilden, wofern er auf Zustimmung, auf Beifall, wie man annimmt, rechnete. Und war dieser Beweis wirklich gelungen, so wäre damit für den Kernpunkt der ganzen Frage eigentlich doch noch nichts entschieden gewesen. Denn eben jene Formen, die dem hellenischen Ohre so wohlklingend erschienen, konnten sie nicht eben so gut von dem ganzen Volke als von dem Einen oder von einigen wenigen Sängern gebildet worden sein? Wenigstens hätte eine solche Annahme erst als unstatthaft dargethan werden müssen.

Man sieht, die „Aesthetiker" haben nichts erklärt und nichts bewiesen, auch wenn man von der Unzulässigkeit ihrer Voraussetzungen einmal gänzlich abstrahirt.

Ein andrer Kreis lässt den Homer aus metrischen Beweggründen die epischrn Formen geschaffen haben: er habe sich die Schwierigkeit des hexametrischen Verses dadurch erleichtern wollen. Unumstössliche Thatsache sei es ja, dass Homer und Hesiod des Versmasses wegen eine von Natur oder durch Position lange Silbe in folgenden Fällen verkürzt hätten; *Ἐλευσινίδαο* ⏑⊥⏑⏑⊥⏑ (Hom. hymn. Cer. 105) — *οἵ τε Ζάκυνθον* ⊥⏑⏑⊥⏑ (Il. B, 634); *ὑλήεντι Ζακύνθῳ* ⊥—⊥⏑⏑⊥— (Od. α, 246; π, 123; τ, 131); *ὑλήεσσα Ζάκυνθος* ⊥—⊥⏑⏑⊥⏑ (ι, 24); *ἐκ δὲ Ζακύνθου* ⊥⏑⏑⊥— (π, 250) — *Οἳ δὲ Ζέλειαν* ⊥⏑⏑⊥⏑ (B, 824); *ἄστυ Ζελείης* ⊥⏑⏑⊥— (Δ, 103. 121) — *ἔπειτα σκέπαρνον* ⏑⊥⏑⏑⊥⏑ (ε, 237) — *πετραίη τε σκιή* ⊥—⊥⏑⏑⊥ Hesiod. opp. 589 — *προχέοντο Σκαμάνδριον* ⏑⏑⊥⏑⏑⊥⏑⏑ (*B*, 465); *ἠιόεντι Σκαμάνδρῳ* ⊥⏑⏑⊥⏑⏑⊥— (*E* 36); *ὅς ῥα Σκαμάνδρου* ⊥⏑⏑⊥— (*E*, 77); *ἠδὲ Σκάμανδρος* ⊥⏑⏑⊥⏑ (*E*, 774); *ἀμφὶ Σκάμανδρον* ⊥⏑⏑⊥⏑ (*H*, 329); *ποταμοῖο Σκαμάνδρου* ⏑⏑⊥⏑⏑⊥— (*Λ*, 499); *δῖός τε Σκάμανδρος* —⊥⏑⏑—⏑ (*M*, 21); *ἄνδρες δὲ Σκάμανδρον* —⊥⏑⏑⊥⏑ (*Y*, 74); *ἀλλὰ Σκάμανδρος* ⊥⏑⏑⊥⏑ (*Φ*, 124); *ταῦτα Σκάμανδρε* ⊥⏑⏑⊥⏑ (*Φ*, 223); *οὐδὲ Σκάμανδρος* ⊥⏑⏑⊥⏑ (*Φ*, 305); *βαθυδινήεντα Σκάμανδρον* ⏑⏑⊥—⊥⏑⏑⊥⏑ (*Φ*, 603); *ἀναΐσσουσι Σκαμάνδρου* ⏑⊥—⊥⏑⏑⊥— (*X*, 148); — *Αἰγυπτίης* ⊥⏑⏑⊥ (δ, 127); *Αἰγυπτίη* ⊥⏑⏑⊥ (δ, 229); *Αἰγυπτίων* ⊥⏑⏑⊥ ξ, 263; *Αἰγυπτίους* ⊥⏑⏑⊥ ξ, 286; *Αἰγυπτίας* ⊥⏑⏑⊥ *I*, 382; — *Ἱστίαιαν* ⏑⏑⊥⏑ *B*, 537; *Ἠλεκτρύωνος* ⊥⏑⏑⊥⏑ Hesiod. — Ebenso sicher sei der umgekehrte Fall, dass Homer kurze Silben gedehnt habe, zunächst in Wörtern, die sich sonst gar nicht in den Vers gefügt hätten: so *ἀθάνατος ὥς* ⊥⏑⏑⊥—; *ἀκάματον πῦρ* ⊥⏑⏑⊥—; *ἀπονέοντο* ⊥⏑⏑⊥⏑; *θυγατέρα*

ἦν –́ ⏑ ⏑ –́ –; ἀγοράασθε –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑; ἀμφηρεφέα τε – –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑; ἀριφραδέα δὲ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑. Ferner in einer Reihe von Wörtern, in denen die Dehunng sogar durch die Schrift erkennbar sei: so in *δουλιχοδείρων* gegenüber dem *δολιχόσκιον*, in *οὐλόμενος*, *οὐνόματος*, *δουράτεος*, *κουρίδιος*, *Πειρίθοος*, *θεμείλια*, *εἰαρινός*, *εἰλάτινος*, *ἀγκοίνησι*, *ἠγνοίησεν*, *νεικείεσκε*, *ἀκειόμενον* etc. Andre Wörter und Formen widerstrebten zwar dem hexametrischen Rhythmus nicht schlechthin, aber wären doch bequemer und handlicher, wenn eine Silbe in ihnen verlängert würde: *εἵνεκα*, *μείλανι*, *τείρεα*, *φρείατα*, *ξείνιος*, *εἴνατος*, *νειόθεν*, *οὔνομα*, *γούνατα*, *δούρατα*, *οὔλιος*, *οὔλιμος*, *κουλεόν*. Und wenn der Dichter nun einmal ein *οὐλόμενος*, *οὔλιος*, *οὔλιμος*, ein *δουράτεος*, *δουροδόκη* und *δούρατα*, ein *κουρίδιος*, ein *εἰαρινός*, ein *ξείνιος* aus metrischen Rücksichten sich erlaubt gehabt, so hätte er, der in der Sprache mächtig waltenden Analogie folgend, nun auch *οὖλος*, *δουρός δουρί δοῦρα δουρικλειτός* etc., *γουνός γουνί γοῦνα γουνούμενος* etc., *κοῦρος κουρίζων κουροτόφος* etc., *εἶαρ*, *ξεῖνος ξεινήιος* und Aehnliches gesagt. Und den einmal betretenen Weg weiter verfolgend sei er endlich zu Formen wie *εἰνί* neben *ἐνί* und *ἐν*, *κεινός* neben *κενός* und *κενεός*, *ὑπείρ* neben *ὑπέρ*, *αἰεί* neben *ἀεί*, *θείω* neben *θέω*, *πλείω* neben *πλέω*, *πουλύς* neben *πολύς*, *Οὔλυμπος* neben *Ὄλυμπος* und ähnlichen Doppelformen gelangt, die den Versbau bedeutend erleichtern mussten.

So vorgetragen klingt die Ansicht einigermassen plausibel; aber sie ist doch unrichtig. Wohl ist der Hexameter für uns Deutsche ein schwieriger; für manche andre Nation, wie für die Franzosen und Engländer vielleicht ein ganz unmöglicher Vers; denn die harten Versuche Longfellow's in diesem Versmasse beweisen dies eher als dass sie es widerlegten. Ungleich leichter musste dem Griechen der Bau dieses Verses sein bei der ganzen Beschaffenheit seiner Sprache und bei den vielen Freiheiten, die den griechischen Hexameter im Unterschiede vom lateinischen kennzeichnen. Wenn Homer da noch gewaltsamer Mittel bedurft hätte, um seinen Vers zu Stande zu bringen, fürwahr, dann wär' er ein Versifex gewesen, der alle die Bewunderung der Alten und Neuen, mindestens so weit sie seiner äusseren Form galt und gilt, ganz und gar nicht verdiente. Und prüfen wir nun einmal die für jene Ansicht oben beigebrachten Beweise genauer. In jenem *Αἰγυπτιῃ* und *Ἱστιαιαν* könnte, wie schon Andre längst bemerkt haben, das zweite *ι* j-artig gesprochen worden sein, so dass beide Wörter nur dreisilbig wären (*Αἰγυπτjῃ* –́ – –́, *Ἱστjαιαν* – –́ ⏑), wie bei lateinischen Dichtern a b i e t e dreisilbig (abjete) vorkommt (Schneider Lat. Gr. I S. 236) und wie häufig auch deutsche Dichter durch consonantartige Aussprache des i oder y Wörter um eine Silbe gekürzt haben. So A. W. v. Schlegel in der Uebersetzung des Shakespeare (s. seine Vorrede dazu); so Geibel im Anfange seines bekannten Gedichtes „der Zigeunerknabe im Norden“ gleich dreimal:

> Fern im Süd das schöne S p a n i e n,
> S p a n i e n ist mein Heimathsland,
> Wo im Schatten der K a s t a n i e n — —

Und ebenso oft, und einmal sogar nicht ohne Härte, Gries in folgender Stelle seiner Uebersetzung von Tassos befreitem Jerusalem (XVII, 5 ff):

— — dieses Reich, dess mächt'ger Drang
Bald Afrika nnd Asien von Cyrene
Bis zu den Küsten Syriens hin bezwang,
Auch einwärts dehnt es sich weit über Syene.

Was sodann *Ζάκυνθος* und *Ζέλεια* betrifft, so liesse sich daran erinnern, dass das *ζ* im Griechischsen kein ursprünglicher Laut sei, sondern sich gewöhnlich erst aus zwei anderen Lauten, besonders häufig aus *δj* (äol. *κάρζα* aus *καρδjα*, *καρδίαζά-δηλος* bei Alcaeus aus *δjα-δηλος*, *διά-δηλος* — äol. *Ζόννυξος* aus *Δjοννυξος*, *Διοννυξος* = *Διόνυσος*) entwickelt habe (s. Pott Et. F. II, 797—812), und dass daher Wörtern mit einem *ζ* sehr häufig Formen mit dem älteren *δ*, doch ohne das unliebsame *j* zur Seite stehen: *ζόρξ* und *δόρξ*, auch *δόρκος*,*) die Gazelle — *Ζεύς* und böot. *Δεύς* = skr. djau-s Himmel, osk. mit *υ* für u wegen folgenden Vokals Djov-ei (Dat.) und mit Verlust des d Jov-ei, im älteren Latein Djov-i-s und Jov-i-s (Nom.) (s. meinen Artikel über die Wurzel div oder dyu = brennen, leuchten, in Kuhns Zeitschrift VII, 290—310, besonders S. 293—95). Ferner stehen *ζ* und *δ* neben einander in *ζυγνίς* und *δυγνίς*, eine Eidechsenart; in *ζυγόν* und böot *δυγόν*; in *ζητεῖν* und dem von Hesychius überlieferten wahrscheinlich delph. *δατέν*; in *ζάγκλον* und *δάγκ(ο)λον* *δρέπανον* bei demselben Hesychius; in *ζωμός* und dem dor. *δωμός*; in *ζά-δηλος* und *δα-φοινός*; in *ζάω* ich lebe, eigentlich ich athme (Hesych. *ζάει βινεῖ καὶ πνεῖ Κύπριοι*), und dem sapphischen *δαύω*, ich schlafe. Denn in *ζάω* ist nur ein *F* ausgefallen, in *δαύω* aber zu *υ* vocalisirt (s. den Artikel de radice *ἀF* in meinen Miscell. etym. p. 19—29, besonders p. 26—28). Hiernach wäre bei Homer für *Ζάκυνθος* und *Ζέλεια* ein *Δάκυνθος*, *Δέλεια*, wie auch schon Payne Knight schreiben wollte, gar nicht undenkbar; wie Spitzner Vers. Her. p. 99 und G. Hermann p. 761 über diesen Punkt urtheilen, hab' ich hier nicht erfahren können. Bei *Σκάμανδρος*, *σκέπαρνον* und *σκιή* sodann lässt sich auf den überaus häufigen Abfall eines s vor Mutis in allen indogermanischen Sprachen und besonders im Griechischen aufmerksam machen, eine Erscheinung, der Kuhn in seiner Zeitschrift IV, 1—15 einen besonderen reichhaltigen Artikel gewidmet hat. So schwankt der Anlaut zwischen *σκ* und blossem *κ* in folgenden Wörtern: *σκαμωνία* und *κάμων* — *σκάπετος* und *κάπετος* — *σκάπος* (Hesych.) und *κάπος* — *σκάραβος* und *κάραβος* — *σκάφη* u. lakon. *κάφα* — *σκαφώρη* und *καφώρη* — *σκεδάννυμι* und *κεδάννυμι*, *σκίδναμαι* u. *κίδναμαι* — *σκέραφος* u. *κέραφος* — *σκερβολέω* u. *κερβολέω* — *σκιμβάζω* u. *κιμβάζω* — *σκίνδαφος* u. *κίδαφος* — *σκινδαψός* u. *κινδαψός* — *σκνιφός* u. *κνιφός* — *σκνίψ* u. *κνίψ* — *σκοῖδος* u. *κοῖδος* — *σκόνυζα* u. *κόνυζκ* — *σκορδινέομαι* u. *κορδινέομαι* — *σκορδύλη* u. *κορδύλη* — *σκύλλαρος* u. *κύλλαρος* — *σκύλαξ* u.

---

*) Daneben auch mit dem alten, jedoch vocalisirten j, aber ohne das *δ ἴορκος*; cornisch yorch = Rehbock. Die beliebte, auch von G. Curtius in seinen Grundzügen der griech Etym I, S. 104 Nr. 13 beibehaltene Ableitung unsres Thiernamens von der Wurzel *δερκ* sehen (*δέρκ-ο-μαι*) ist so lange zweifelhaft, als für *δερκ*, welches dem sanskrit. drc (aus dark) entspricht, die Einbusse eines j hinter dem anlautenden *δ* nicht wahrscheinlich gemacht ist.

eleat. *κύλλας* — *σκυρθάνιον* und lakonisch mit *σ* für *ϑ* *κυρσάνιον* — *σκυτάλη* u. lak. *κουτάλα* — *σκῦτος* u. *κύτος* — lat. squal-or, gr. *κηλ-ί-ς* Fleck u. *κελ-αινό-ς* schwarz, skr. kâl-a-s schwarz, Fleck, kal-ana-m Fleck — lat. de-sci-sc-o, gr. *κεί-ω*, *κε-άζ-ω* — ahd. scliu-z-u, lat. clau-d-o u. clâv-i-s, gr. auch mit Verlust des *F* *κλα-ί-ς* (dor.), *κλη-ί-ς*, *κλεί-ς* *κλεί-ω* — goth. skav-ja = nhd. ich schau-e, skau-s vorsichtig; lat. cav-e-o, cau-tu-s; skr. kav-i-s Seher, Dichter, Weiser; gr. mit Einbusse des *F* *ϑυο-σκό-ο-ς* Opferschauer, Priester, *κο-έ-ω* bemerken — kirchenslaw. (altbulgarisch) skop-i-ti castrare, kop-ije Lanze; litau. kap-o-ti hauen; gr. *κόπ-τ-ω* — litau. skir-u ich sondre, scheide; skr. apa-skar-a-s Absonderung, Excrement; lat. cer-n-o, ex-cre-ment-u-m, cri-bru-m; gr. *σκώρ*, *κρί-ν-ω*. Vgl. G. Curtius Grundzg. I, Nr. 45b. 46. 59. 64. 68b. 76. 110. Hiernach dürfte die Annahme eines *Κάμανδρος*, *κέπαρνον*, *κιή* für Homer und Hesiod nicht zu kühn erscheinen, zumal wenn man beachtet, dass gerade in den Ableitungen aus der Wurzel *σκαπ* oder *σκαφ* (graben), der auch unser *σκέπ-αρ-νον* (cf. *κέ-αρ-νο-ν*, luc-er-na u. cav-er-na) entsprossen ist, der Anlaut mehrfach schwankt: *σκάπετος* u. *κάπετος*, *σκάφη* u. *κάφα*, *σκαφώρη* u. *καφώρη* (der Fuchs als der scharrende, höhlengrabende), und auch kirchenslaw. ohne s kop-a-ti graben, litau. kap-a-s Grabhügel, altpreuss. en-kop-t-s begraben. Ein ähnliches Schwanken zeigt die Wurzel skí, woraus unser *σκιά*- und *σκί-ρο-ν*, mhd. schi-me oder sche-me (Schatten, Schemen) hervorgeschossen sind, wenigstens im Sanskrit, wo der Schatten ćhâj-â*) lautet. (Vgl. Curtius I Nr. 112). Das anlautende s ist geschwunden, hat jedoch in der Aspiration des ć zu ćh noch eine Spur seines früheren Daseins zurückgelassen, wie dies auch im Griech. und in noch anderen Schwestersprachen ungemein häufig geschehen (S. Kuhns Artikel „über die Aspiration stummer Consonanten durch s," in seiner Zeitschr. III, 321—37 und 426—40). Der Wurzelvocal ist in ćhâj-â durch Zulaut verstärkt (vgl. etwa *λιπεῖν* *λείπειν*, *λοιπός*, *φυγεῖν* *φεύγειν* etc.) und vor folgendem Vocal zu j consonantisirt. Dasselbe hat in dem Hesychischen Adjectivum *σκοιός*,**) schattig, und dem Subst. *σκοΐδιον*, Schattendach, stattgefunden, welche beide von einem verloren gegangenen Substantiv *σκοα* (aus *σκοj-α*), das mit ćhâj-â formell und begrifflich identisch gewesen, abgeleitet sein werden. Jene beiden Glossen werfen, glaub' ich, einiges Licht auf eine andre von demselben Lexikographen überlieferte Glosse, an deren Erklärung alle Herausgeber, auch neuerdings Moritz Schmidt, verzweifelt sind: *κοία κλέψημα*. Dies *κλέψημα* ist freilich kein Wort, doch so viel ist klar, dass irgend eine Ableitung von *κλέπτω* in der Verderbung stecke (etwa, wie Pergerus vermuthet, *κλεψιμαία*, das = *κλοπιμαῖος* Tobias II, 13 vorkommmt?). Und da bin ich denn geneigt, in dem *κοία* einen verkappten Sprössling unserer Wurzel ski zu vermuthen, die, eine Nebenform der Wurzel sku, bedecken,***) jedenfalls dieselbe Grundbedeutung gehabt hat, welche sich in manchen

*) Das skr. ć, gesprochen wie tsch (vgl. ital. c vor e und i), ist aus k entstanden.

**) Auch bei Nicand. Ther. 660 ist die Vulg. *σκοιός*.

***) Skr. sku-nó-mi ich bedecke; gr. *σκῦ-τ-ος* u. *κύ-τ-ος*, und mit Zulaut *σκευ-ή* Kleidung, lat. scû-tu-m, cu-ti-s, ob-scû-ru-s (d. i. verdeckt, verborgen, dunkel); litau. sku-ra Fell; deutsch

Ableitungen gewiss sehr leicht zu dem Begriffe des Verbergens, Verhehlens, Entwendens modificiren konnte. Dann hätten wir auch im Griech. neben *σκι* eine Form erwiesen, die des anlautenden Sibilanten ent'ehrte, und das für Hesiod vorgeschlagene *κιή* dürfte nun noch weniger bedenklich erscheinen.

Freilich das Ἠλεκτρύωνος ⏑⏑⏑ und das Ἐλευσινίδαο ⏑⏑⏑⏑ bleiben. Aber sie sind eben Eigennamen, denen sich nicht wie einem anderen Nomen durch Wahl eines Synonymums aus dem Wege gehen liess, und da blieb denn dem Dichter nichts weiter übrig, als die widerspenstigen so gut oder so übel, als es eben gehen wollte, in den Vers zu zwingen. Man könnte auch für jenes *Αἰγυπτίῃ*, *Ἰστίαιαν*, *Ζάκυνθος*, *Ζέλεια*, *Σκάμανδρος* sich mit dieser Erklärung begnügen. Das sieht nun freilich so aus, als räumt' ich die Ansicht, die widerlegt werden soll, wenigstens zum Theil ein. Doch nicht. Es ist wohl zu beachten, dass in allen diesen Fällen keine wirkliche Aenderung an dem Lautkörper eines Wortes vorgenommen ist; denn das *ῑ* in *Ἐλευσινίδαο* ist nicht wirklich zu *ῐ* verkürzt worden, sondern hat nur das Recht einer Kürze bekommen. Analog sind jene umgekehrten Fälle *ἀκάματον πῦρ*, *ἀπονέοντο*, *θυγατέρα ἥν* u. s. w. zu beurtheilen: nicht wirklich gedehnt sind *ᾰ* und *ῠ* zu *ᾱ* und *ῡ*, sondern sie sind durch den Versictus nur mit dem Rechte von Längen bekleidet worden; denn sonst müsste man ja für *ἀποέρσειε* ⏑ — — — ⏑ *ἀπωέρσειε*, für *βέλος ἐχεπευκές* ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ *βέλως ἐχεπευκές*, für *φίλε κασίγνητε* — ⏑ ⏑ — — — *φῖλε κασιγνήτη*, für *ἐπειδή* — — — *ἠπειδή*, wenn nicht *ἐππειδή* schreiben. — Anders sieht die Sache nun freilich aus in jenen Fällen, in denen die Schrift ausweist, dass eine Dehnung wirklich statt gefunden habe: *οὐλόμενος*, *Πειρίθοος* u. s. w. Aber auch bei diesen Wörtern kann nicht der Dichter aus metrischen Rücksichten die Dehnung vorgenommen haben. Denn 1) haben z. B. *αἰετός*, *ἐλαίη*, *καίω*, *κλαίω*, *πουλύς* keine andere Quantität als *ᾱετός*, *ἐλᾱα*, *κᾱω*, *κλᾱω*, *πολλός*. 2) Von manchen Wörtern bedient sich Homer, wie ich dies oben zu einem andren Zwecke schon geltend gemacht habe, ausschliesslich der längeren Formen, obwohl die kürzeren ganz und gar nicht dem hexametrischen Rhythmus widerstreben (*μοῦνος*, *οὖλος*, *κοῦρος*, *ποίη* etc.). Wie verträgt sich dieser Umstand mit der Ansicht, Homer habe sich durch Doppelformen den schwierigen Versbau erleichtern wollen? Diese Meinung wird 3) auch noch durch das Factum widerlegt, dass viele dieser längeren Formen auch bei ionischen Prosaikern sowie auch bei äolischen, dorischen und attischen Schriftstellern vorkommen: so ist z. B. *αἰεί* auch herodoteisch, *αἰές* dorisch — *αἰετός* begegnet uns auch bei dem pater historiae, *αἰητός* bei Pindar — *ξεῖνος*, *εἰρωτάω*, *ὁ* und *τὸ οὖρος*, *οὖλος*, *νοῦσος*, *οὔνομα*, *κουλεός* u. *κουλεόν*, *πλεῖος* bieten auch die ionischen Prosaiker dar — *εἵνεκα* hatquca Herodot, Aeschylus, ja selbst Demosthenes, und *εἵνεκεν* auch Herodot und Pindar — *μοῦνος* ist allgemein ionisch, ebenso *κοῦρος*, das ausserdem selbst in der attischen Tragödie in lyri-

---

Scheu-er, Scheu-ne, Schuh und ohne das s und mit regelrechter Verschiebung des nackten c zu h Hau-t (vgl. *κάλαμος*, althochdeutsch halam, jetzt Halm — *κάνναβις*, böhm. konopě, altnord. hanpr, Hanf — *κρανίον*, Hirn — lat. cornu, Horn).

rischen Partieen gefunden wird — *Διώνυσος* kommt auch bei den Tragikern und bei Theokrit vor — *εἰν* ist auch dorisch und tragisch (selbst im Senar) — *ἐλαία* gebrauchen auch die Jonier, die Tragiker, Pindar, Xenophon, Demosthenes und besonders häufig die späteren Prosaiker — *χροιή* alle Jonier, *χροιά* neben *χρόα* auch die Attiker — *ποίη* neben *πόη* auch die ionischen Prosaiker, *ποία* auch die Dorier — *καίω* und *κλαίω* sind bei Schriftstellern aller Dialecte zu treffen.

Nun ist allerdings zuzugestehen, dass Homer selbst sprachlich vielfach auf die verschiedensten griech. Schriftsteller, besonders auf die Dichter eingewirkt habe. Doch hüte man sich wohl, alle eben besprochenen und ähnliche Fälle aus einem Einfluss Homers zu erklären. Denn mehrfach zeigen die anderen Mundarten in den Wörtern, in denen Homer eine metrische Dehnung vorgenommen haben soll, auch Dehnungen, aber nicht die homerischen, sondrrn andre: so sagen die Dorier statt *κόρος*, *μόνος*, *ὄνομα*, *ἥλιος* nicht etwa mit Homer *κοῦρος*, *μοῦνος*, *οὔνομα*, *ἠέλιος*, sondern *κῶρος*, *μῶνος*, *ὤνομα*, *ἀέλιος*, und statt *ξένος* und *Διόνυσος* die Aeolier nicht etwa mit Homer *ξεῖνος*, *Διώνυσος*, sondern *ξέννος*, *Ζόννυξος*. Und doch sind *ου* und *η* dem Dorier, *ει* und *ω* dem Aeolier keineswegs unbekannte Laute; namentlich muss das lesbische *Ζόννυξος* jedem Gedanken an eine etwaige durch Acclimatisirung nur verdunkelte Entlehnung aus Homer entschieden wehren.

Noch eine dritte Ansicht bleibt zu betrachten. „Homer ist gesungen worden; und wie wir nun, falls mehrere Noten auf eine Silbe fallen, diese Silbe beim Singen in zwei oder noch mehr Silben zerdehnen, so ist es auch mit der Sprache der homerischen Gesänge geschehen.“ Wir können die sicherlich unstatthafte Vergleichung des Vortrags der alten griechischen Heldenlieder mit dem Gesange etwa einer modernen Volksballade ganz auf sich beruhen lassen. Seltsam wäre es aber, wenn man den Homer, als man ihn später aufzeichnete, nur in der verrenkten Form, die er im Gesange hatte, und nicht auch in der natürlichen Form seiner Sprache niedergeschrieben hätte, auch da nicht, wo gelehrte Untersuchung eben seiner Sprache bezweckt wurde. Das wäre, als wenn man bei uns etwa druckte:

In einem kü-ühlen Gru-unde,

oder

Freut eu-euch des Lebens,

oder

Feie-ernd wa-alle
Mein Gebe-et zu-ur Hi-imme-elsha-a-alle.

Seltsam wär' es auch, wenn erst durch die musikalische Zerdehnung der Silben der hexametrische Rhythmus geschaffen wäre, während bei uns gerade umgekehrt der strenge Rhythmus eines Liedes durch jene Zerdehnung gestört wird. Und ein seltsamer Zufall müsste ferner bei manchen Wörtern, nämlich bei denen, welche nur in der längeren Form bei Homer vorkommen z. B. *ἐέλδωρ*, *ἐέρση*, gewaltet haben, dass durch die ganze lange Ilias und Odyssee regelmässig zwei Noten auf die eine ihrer Silben gefallen sind; und doppelt auffällig dieser Zufall, als dies beständig auf eine und dieselbe Silbe geschehen. Warum beständig *ἐέλδωρ*, *ἐέρση* und nicht auch einmal *ἐλδώωρ*, *ἐρσήη*? Aber wenn wir von allen diesen Bedenken auch

einmal ganz absehen wollen, so fänden doch bei dieser „musikalischen“ Annahme nur sehr wenige Formen ihre Erklärung; etwa ein *ἐέρση*, *ἐέλδωρ*, *ὀρόω*, *ἐλάᾳ*, *κραιαίν*, *φαάντατος*, allenfalls auch ein *φόως* und *ἠέλιος*, aber schon kein *εἴση*, wofür man vielmehr ein *ἶίση* erwarten sollte, und vollends kein *μοῦνος*, *γούνατος*, *ξεῖνος*, *Πειρίϑοος* u. dgl.

Also auch das Unmögliche einmal zugegeben, dass ein einziges oder einige wenige Individuen und obenein in jener Zeit des griechischen Volksgesanges die Sprache mit Bewusstsein und nach Gutdünken hätten umwandeln können, so haben wir doch gefunden, dass weder der Aesthetiker noch der Metriker noch der Musiker mit seiner Annahme alle Erscheinungen zu erklären vermöge. Und wollten die Drei auch einen Bund schliessen, selbst ihre vereinten Kräfte würden die Aufgabe nicht lösen. Bei einem schlichten Wörtchen wie etwa *ἰστίη* können weder jene ästhetischen noch metrischen noch musikalischen Rücksichten wirksam gewesen sein. Somit ist man eigentlich auch niemals gegangen, alle Abweichungen der homerischen Sprache vom Atticismus, z. B. auch ein *ἴρηξ*, *πρήσσω*, *ἴδμεν*, *μεῖς* u. s. w. als aus der Willkür der alten epischen Sänger entsprungen zu erklären. Das meiste fasste man vielmehr richtig als ein ihnen entgegengebrachtes Volkserbe auf. Warum hat man diese Ansicht nicht consequent auf alle Formen ausgedehnt? Meine Aufgabe soll es nun sein darzuthun, dass diese Ansicht wirklich auch von jenen Formen, welche die Dichterwillkür geschaffen haben soll, statthaft oder vielmehr absolut nothwendig sei. Gelöst wird diese Aufgabe sein, wenn mir der Nachweis gelingt, da s jene Wandlungen nach bestimmten Sprachgesetzen geschehen sind, die im Griechischen zum Theil schon so verdunkelt sind, dass erst unsere Zeit und zwar nur durch Vergleichung anderer, verwandter Idiome, in denen jene Gesetze noch energischer und ausgedehnter walten, sie wiedererkannt hat. Denn nur der könnte auch dann noch den Ursprung der fraglichen Formen dem Homer oder wenigen Homeriden zuschreiben, welcher das Herz hätte zu der Behauptung, dass schon jene Männer mit Boppscher Sprachgelehrsamkeit ausgerüstet gewesen wären.

Bei späterer Gelegenheit werd' ich zuerst von der epischen Dehnung, dann von der Verkürzung sprechen.

Schulnachrichten.

A. Allgemeine Lehrverfassung.

Prima.

Ordinarius: **Der Director.**

Deutsch. 3 St. Geschichte der deutschen Nationallitteratur von der ältesten Zeit bis zur Reformation. Lectüre und Erklärung der altdeutschen Proben nach dem Lesebuche von Pütz. Freie Vorträge der Schüler besonders über die Privatlectüre. Vierwöchentlich ein Aufsatz. Uebungen im Disponiren. Dr. Legerlotz.

Lateinisch. 8 St. Horat. Od. lib. I u. III; daneben II u. IV cursorisch als Privatlectüre. Eine Anzahl Oden wurde memorirt. Cicero oratt. p. Plancio, de prov. conss.; de orat. lib. II; daneben lib. I bis c. 22. cursorisch als Privatlectüre. Wöchentliche Exercitien nach Süpfle 3ter Th.; daneben schriftliche und mündliche Extemporalien. Wöchentlich ein Aufsatz. Der Director.

Griechisch. 6 St. Hom. Iliad. lib. I. II. VI; daneben lib. II—V. VII—XIII cursorisch als Privatlectüre. Sophocl. Antigona. Plat. Crito, Apologia. Demosth. Olynth. I—III Philipp I. de Pace. Alle 14 Tage ein Exercitium oder Extemporale. Syntax nach Buttmann §. 134—145. 148 und Repetition von §. 124—133. Der Director.

Französisch. 2 St. Cuvier Éloges historiques, Molière L'Avare, Corneille Le Cid. Alle 14 Tage ein Exercitium. Grammatik nach Pütz. Dr. Duden.

Hebräisch. 2 St. Genesis c. 32—50. Exod. c. 1—10. Wiederholung der Formenlehre und Syntax nach Gesenius im Anschluß an die Lectüre. Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Hebräische. Steinmann.

Religion. 1) Evangelische. 2 St. Glaubenslehre nach Bender §. 1—218. Daniel.

Katholische combinirt mit Secunda u. Tertia. 2 St. Lehre von der Offenbarung, der heil. Schrift, der Kirche. Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte. Sittenlehre. Handbuch von Martin. Hasse.

Geschichte und Geographie. 3 St. Geschichte der neueren Zeit nach Pütz. Geschichtliche und geographische Repetitionen aus früheren Pensen. Vorwerck.